

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1927**

132 (9.6.1927) Die Mußestunde



Ich sets in lieberer Spannung, war stets auf Abänderungen, neue Verfahren, Verbesserungen der Werkzeuge bedacht. Er bemerkte sich als Erfinder, und ich hatte reiche Gewinne, aber, wohl gemerkt, ich ließ ihm einen schönen Anteil daran.

So blieben wir 12 Jahre zusammen, dann entließ ich mich eine unheilbare Krankheit. Am Tage vor seinem Tode ließ er mich zu sich kommen. Ich suchte seine beschriebene Wohnung auf. Ein hübsches, schönes Mädchen von zwanzig Jahren trat mir in dem engen Vorzimmer entgegen. „Vater wartet auf Sie, wollen Sie eintriften!“

Die Tür schloß sich hinter mir. Cabouraus Stimme verriet keine Traurigkeit, keine Erregung, als er zu mir sagte: „Herr Melune, es ist an der Zeit, daß ich Ihnen ein Bekenntnis mache. Sie sollen das Geheimnis meines Lebens in wenigen Worten erfahren. Bevor ich bei Ihnen eintrat, war ich Ingenieur in einer kleinen Stadt im Departement Gard. Ich verdiente gut, solange ich lebte war. Aber nach meiner Verheiratung — ich war damals 35 Jahre alt, ging alles, ohne daß es den Anschein hatte, bergab. Ich kam von einer sechswöchigen Reise nach Bulgarien zurück, wo ich Abzugsgebiete für meine Fabrikate gesucht hatte. Während meiner Abwesenheit war mein Direktor, der auch zugleich von mir Vorkauf hatte, in der gefallenen Gesellschaft meiner Frau ins Irland geflüchtet, er hatte 50 000 Francs durch Verschleudering von Beständen realisiert und 20 000 meiner Kasse entnommen. Robin sah die Banditen gemeldet haben, weiß ich nicht. Auch die Nachforschungen der Polizei blieben erfolglos. Ein nichts-würdiges Brief, den mein Exdirektor im Fach seines Schreibtisches vorzeigend hatte, ließ mich erkennen, daß er Beziehungen zu einer italienischen Firma, die mit uns konkurrierte, unterhielt. Er verriet mir unsere geschäftlichen Absichten, wofür er sich von ihr bezahlen ließ und übermittelte ihr die von mir gemachten Kostenanschläge. So entgingen mir die meisten Bestellungen. Na, kurz, ich war pleite. Meine Lage unhaltbar geworden. Ich verkaufte den Betrieb, befriedigte meine Gläubiger und entließ mein Personal. Im Augenblick der Abreise nahm ich das Arbeitsbuch meines Dr. Hens, des guten Cabouraus, an mich, meine kleine Tochter an die Hand und mit etwa hundert Franken fuhr ich nach Paris. Das übrige wissen Sie. Meine persönlichen Ausweise sind im Schrank, auch das Testament. Sie können es jetzt schon lesen. Ich erenne Sie zum Vollstrecker und zum Vormund meiner Tochter, die noch nicht mündig ist.“

Die Gewinne aus Erfindungen und die Vermögen nach meinem Gehalte ermäßigten es mir, ein kleines Vermögen zurückzulassen: es sind ungefähr 200 000 Francs. Sie heute, meine Tochter wird damit der Zukunft ruhig entgegenleben können.

Melune schweig einen Augenblick, sündete eine Zigarette an und fragte uns noch: „Nennen Sie, meine Herren, ein schöneres Beispiel von Energie?“ — Wir gaben ihm recht. Einer aus unserem Kreis fragte etwas unüberlegt:

„Und was ist aus Ihrem Mädel geworden?“  
„Ich habe das aus ihr gemacht“, erwiderte Melune lächelnd, „was alle Jungfrauen aus einer jungen Seele machen, wenn ihnen die Umstände die moralische Verantwortung für die aufzulegen: ich habe ihr einfach den Verlobungsring an den Finger gesteckt.“  
(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Johannes Rande.)

## Alt-Karlsruher Leben und Geselligkeit

Von Albert Hausenkeim, München

Wenn nachstehend vom Tun und Treiben unserer Karlsruher Altordern, von ihren Geflossenheiten, ihren Passionen und ihrem Geselligkeitsbedürfnis die Rede ist, so muß in vorber in voraus hingewiesen werden, daß wir ungefähr den Zeitraum seit der Stadtgründung (1715) bis etwa zum Jahre 1870, diesem bedeutungsvollen Abschnitt in der Geschichte des deutschen Volkes, betrachten wollen. Es wäre dabei zunächst einiges Wenige über die damalige Stadt Karlsruhe und über die Charaktereigenschaften ihrer Bewohner zu sagen, wie sie uns im Spiegel zeitgenössischer Literatur geschildert werden.

Man stelle sich unsere Vaterstadt, beiläufig um die Mitte des 18. Jahrhunderts, also zur Zeit des trübsinnigen, zielbewußten und klugen Markgrafen Karl Friedrich, als ein kleines Städtchen vor, dessen ein- bis höchstens anderthalbhundert, rotgekleidete Häuser in diesem den Beinamen die „rote Stadt“ eintrugen. Gelbeschleide trug die Kutsche und gelbe Dragoonier in ihren hohen Reiterhüten, eisenfarbene Kürassiere und buntverzierte Husaren, einige wenige Mannschaften des Leib-Infanterie-Regiments nebst ein paar Artilleristen, insgesamt etwa 200 Mann einsehlich ihrer Offiziere, welche die Hauptstützen des Markgrafen darstellten, granuliert einherziehende Witzen in hochroten, hellroten oder hellbraunen Röden, in der Hand würdevoll und bedächtig den Rohrstock mit Goldknopf und farbigen Stockband haltend, vervollkommen das Stadtbild in Bezug auf seine fremde Bantheit und verleihen den Straßen, deren die Stadt 1791 noch bei rund 9000 Einwohnern bloß 11 zählte, deren Namen fast ausnahmslos dem in einer jeden von ihnen gelegenen Wirt-

haus ihren Namen verdankten, den Stempel behäbiger altbairischer Gemüthsheit. Denken wir uns hierzu noch die hohen Berettungen des schönen Gesellschafts in ihren weitausgehenden abgerundeten Krinollen, das künstlich aufgebauete, hochgekrümmte und beduberte Haar von dem tierlichen Knischschirmen überhöhet, dann haben wir annähernd den Gesichtsausdruck unserer Landeshauptstadt vor 150 Jahren.

Einfach wie die äußere Erscheinung waren auch die Innere Räume der Wohnhäuser angefaßt. Selbst markgräfliche Hofräte fühlten sich in Zimmern wohnen, die bloßen Kalkstrich oder dünnstemfalls eine gubgemauerte Tapete aufwiesen. Schränke, Tische, Stühle, Solabänke usw. nur mit schlichter Lackfarbe gefirnischt, mitunter ein geblumtes Polsterpolster und eine jedoch nicht unbedingt benötigte Kommode, welche die Erbküste des Hauses verzierte, bildeten den ganzen Reichthum. Hierzu kamen noch ein schmaler Wandspiegel, Leinwand- oder Plüschvorhänge und eine Uhr mit meist metallenen Gehäuse. Der Fußboden war mit weichen Sand bestreut. Zum Essen bediente man sich zinnerner Teller. Silberbesteck kam nur höchst selten und nur in den Säulchen der Vornehmsten vor. Den Charaktereigenschaften nach werden die Jahre Karlsruher, deren Stadt 1809 bereits über 10 000 und 30 Jahre später 22 654 Einwohner zählte, was bei der großen Fruchtbarkeit der Eben, wo „Famissen von sechs, sieben und acht Kindern“ noch 1791 nichts Seltenes waren, nicht weiter auffällt, als „ein sehr braver Schlag von Menschen“ geschildert, deren natürliche Eigenschaften, Zuverlässigkeit, Gastfreundschaft, Mittelfamkeit und Gottesfurcht von einem scharfen und vorurteillosen Beobachter wie Brunn hervorgehoben werden. Hausfächigkeit bezogen sie „viel Eifer und Ehrfurcht für die Religion, ohne jedoch bigott zu sein.“

Vor allem schätzten es die alten Karlsruher, des Sonntags mit Kind und Kegel Spaziergänge in der näheren oder weiteren Umgebung ihres waldumkränzten, gesunden Residenzstadt zu machen. wo meistens freilich auch entsprechende herzerquickende Aunua ihrer wehrten, wenn sie es nicht vorzogen, angetan mit dem ganzen bunten Kleiderstaat der damaligen Zeit, durch die enen Gäßchen von „Karlsruhe“ zu lustwandeln oder sich im Schlossgarten zu ergehen, wobei sie wohl immer ein wenig von der leisen Hoffnung besetzt gewesen sein mögen, sie könnten dort vielleicht sich in die angenehme Lage versetzt sehen, Serenissimus selbst die untertänigste Reverenz erweisen zu dürfen. In letzterem Fall besichtigte man nanderlei, was man längst schon kannte, z. B. am 10. und 10. vielen Male die „Seidenwürmer“, den Ball, Fasanen- oder Hühnerarten des Schlosses. Auch die prächtigen Tulpenbeete — neben zahllosen Spazierwegen, Kursteln, Kanufesteln usw. waren von diesen mehr denn 5000 Arten daselbst vertreten — die sich vor der markgräflichen Behausung befanden, übten immer wieder ihre Anziehung aus. Wer aber besondern Wert auf Gottes Schöne, freie Natur legte, der begab sich in den Hardwald, der sich noch vor ungefähr 150 Jahren schier urwaldartig um die Stadt zog, oder er stattete dem Schloß Scheidekardt einen Besuch ab, nicht ohne auf dem Rückweg im „Stenbanienbad“ zu Beierheim, das 1811 seine Pforten geöffnet hatte, aber erst seit 1817 diesen Namen führte, und wo immer etwas „los“ war, sich einen Schoppen zu genehmigen, um dann im Schatten uralter Bäume durch das Beierheimer- u. Sollenwäldchen den heimlichen Penaten auszuweichen. Vom Ruppurrer Tor aus lenkte man auch gern seine Schritte nach Süden, an der Schießstätte vorbei, zum Augusten nach welchem heute noch eine Straße im Josen, „Bahnhofschmidt“ ihren Namen trägt; hier gab es neben vorzüglicher Bergsegnung auch allerhand Unterhaltungsspiele für Jung und Alt. Ober aber man wanderte zum „Fronenadelshaus“ hinaus, einer Wirtschaft mit vielbesütem Tanzsaal, ungefähr an der Ecke der heutigen Kriegs- und Westendstraße gelegen, dessen Besitzer im Sommer öfter die damals so sehr beliebten Feuerwerke abbrannte. Auch den Kiliansfeld, einer Meierei im Durlacher Wald, wo 1754 Markgräfin Karoline die erste Maulbeerpflanzung für ihre Seidenzucht ins Leben gerufen hatte, schenkte des guten dort erhältlichen Truntes wegen der Alt-Karlsruher seine besondere Aufmerksamkeit, wobei man dann auf dem Heimweg noch den großen Vorteil hatte, im Alleehaus, auf halbem Weg zwischen Durlach und Karlsruhe nochmals einen hinter die Binde stecken zu können. Nach Sonntags und Feiertags war dort draußen auch noch jeden Dienstag Tanzen und Feiern, während die bessere Gesellschaft sich zu Häusern daselbst aufnahm. Ein heutzutage ganz vergessener, damals aber außerordentlich beliebter Ausflugsort war der Josen, „Entenfang“, eine halbe Stunde vom Alleehaus“ entfernt und beiderseits der Pfingst, stillig von Wäldern, bis zu dem auf Saasfeld hinziehenden „Aufsraden“ reichend, wo, ohne Gebrauch des Reiters und Viehes abnme, abgeridete Genen ihre in der Freiheit lebenden Schwwestern fängend und unbenutzt an den Ort, wo sie umfickt eine Beute der Entenfänger werden“, loden. Während die Kinder in ihrem unbestimmten Jagdtrieb auf Knäulen und Schmetterlinge meißens den „Geibentain“ bei Gottesau auf Korn nahmen, andererseits aber ihre diesbezüglichen Streifzüge selbst bis zum nahen Turmberg bei Durlach ausdehnten, wo an bunthühlernden Kastern kein Mangel herrschte, suchten die Erwachsenen auch mitunter die umliegenden Harddörfer Teufsch und Welschmurent, Graenfein, Blankenloch usw. auf, oder sie besuchten auf Schütters Kapellen Mühlbura, die Appenmühle, dann aber auch Ruppurr, das Kammergut Gottesau mit seiner Musterwirtschaft und selbst das etwas weiter entfernte Ettingen. Durch die melancholischen Föhrenwälder hinter Pulach gelangte man nach einander Wanderung ins Artillerielager nach Forchheim mit seinen weißen Zelt-

zeltten. Geliebte Soboltschöne hatten nicht weniger schöne herliche Gebäude mitunter, wie z. B. Beierheim, waren aber, die von den Harenwäldern herbeiziehenden Karlsruher gebührend bewundert wurden. Das von seinem wüthigen Bergfried überagte Durlach endlich erreichte sich vornehmlich zur Zeit der Traubenlese häufigen Besuchs von Seiten der würdigen Residenzer, die den dort versapften „Neuen“ von jeder gar zu sehr zu schätzen wußten. Endlich wäre noch einander, weniger bekanntes Dertlichkeit in nächster Nähe der Stadt zu gedenken, wohin sich in alter Zeit der Strom der sonn- und feiertäglichen Spaziergänge mit Vorliebe ergoß. So hatte man im Süden das liebliche Sallenwäldchen mit seinen lauschigen Kudebänken, das im Jahre 1800 aus dem Gärteerbeide des alten Kammergutes Gottesau als Gärtschönung für das an Karlsruhe abgetretene Gelände an die Gemeinde Beierheim überwiehen und 1823 vom Staat „zum Zweck der Verschönerung der Umgebung der Residenz“ erworben worden war, und das „Saubad“ einen Teich mit einer Insel, der später die zeitaemähere und schönere Bezeichnung „Ludwigsee“ führte und einmalls als Trummelplatz der Beierheimer Schweineherde in etwas anrüchlicher Erinnerung geblieben hat.

Das zum Teil heute noch erhaltene Beierheimer Wäldchen mit seinen uralten Knorzen Eichen — man denke an die Josen, „Hänsel und Gretel“-Eiche — lodte ebenfalls an lauen Sonntagen zu frohen Saasergängen, wenn sich auch daselbst noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts viel höherer, wälder betruer, dem z. B. im Juli 1826 ein Karlsruher Bürger namens Gulde zum Opfer fiel. Eine auf diesen Raubmord besuenehmende, in einen der Schrempfischen Brauerei gegenüberstehenden Eichenbaum schlagfällige Inschrift erinnert heute noch an diesen trübsinnigen Punkt in der Karlsruher Stadtgeschichte. Schließlich verdient auch der herrliche Sallenwäldchen mit seinen mancherlei Gebäuden nach Plänen des Baubirektors Müller ausdrücklich erwähnt zu werden. Dieser Wirtschaft kaufte u. a. 1784 die von einem heimischen Ginejen herfrönten roten Unterkunftsbauschen für die Silber- und Goldschmied, legte Brunnen an, errichtete in Karl Friedrichs Auftrag einen Sallenwäldchen nach französischem Vorbild, und das Publikum durfte bis 1811 sich in dieser Anlage erholen. Späterhin war der Zutritt zum Sallenwäldchen für den allgemainen Besuch gesperrt. Erst die Staatsumwälzung von 1918 hat diesen prächtigen Park der Allgemeinheit wieder erschlossen.

Abnellen läßt auch der trübsinnig und trübsinnig dasinziehende Sallenwäldchen in Ermangelung von etwas Besseren seine Zutrakt auf die Sonntagsbummler aus, und gar oft konnte man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an seinen Ufern zahllose Zuschauer beobachten, die das Aussehen der Steine zum zweiten Schloßbau, die auf dem „Steinshiffbau“, d. h. auf dem Landaraben von Durlach und Grödingen herbeigeführt wurden, mit höchstem Interesse verfolgten. Die Abladestelle selbst befand sich am ebenen Ruppurrer Tor, am Ende der Kronenträhe. Von da ab fließt der Wasserlauf wieder Landaraben.

Wer sich den Luxus eines Wagens für eine Fahrt ins Gelände leisten wollte, der sah sich damals hinsichtlich der Möglichkeit zur Erfüllung dieses Wunsches allerdings schmächtig enttäuscht. Denn Mietwagen oder Fiaker standen in der ganzen Stadt nicht zur Verfügung, es sei denn gewisse, das man eigene Pferde und Wagen besaß. Später war dies freilich etwas Anderes. Denn noch in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts hatten vor dem ehemalsigen Durlacher Teich die wenig geschähten „Sauderer“ oder „Blamaagen“ ihren Standplatz, ungläublich bartige Fahrzeuge oder „Gaijen“, die von einer meist spindeldürren Rosinante fortbewegt wurden. Eie jedoch die Reize losging, mußte man oft noch das Erscheinen von einigen sich bisher völlig fremden Leuten als Mitfahrern abwarten, weil sich durch deren „Sammeltransporte“ der Fahrpreis für den einzelnen Fahrgast in dem „Carolsrub von Anno dazumal“ erheblich verringerte.

Da, das Reizen in der Josen, „guten alten Zeit“ baite entschieden seine Vorteile. Die buchstäbliche Gemüthlichkeit reierte damals auch zu Karlsruhe glücklichermode noch die Stunde, und es ging nichts über die Beschaulichkeit dieses idyllischen Dorfes.

## Genie und Verbrechen

Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen

Auch unter den Männern der Wissenschaft und Künste finden sich verbrecherische Charaktere. Wie das Genie an Irren, so kann es auch an das Verbrechen grenzen. Genie und Verbrechen können sich bei demselben Individuum neben einander finden, so bei Benvenuto Cellini, Napoleon Bonaparte und anderen. Es reicher zweigalt (Differenzier) ein Seelenleben ist, je ausgebreiteter seine Fähigkeiten sind, desto eher werden sich neben höchsten auch unaußersinnliche Eigenschaften finden, weil im gesamten Hausbau der Natur nirgends eine einseitige Ausübung dessen, was wir vom sozialen, gesellschaftlichen Standpunkt aus als nützlich und nützlich bezeichnen, angetroffen wird, sondern immer eine Verbindung und Mischung der beiden Elemente. Eine große, eine organische, ja geniale Kraft kann sich verchieden objektiert: in der großen sozialen oder in der großen sozialen Tat. Es hängt oft von äußeren Umständen der Erziehung und Lebensgeschichte, ja vom Zufall ab, in welche Richtung die große Kraft Muth und Bewegung nimmt.

Friedrich Nietzsche hat gesagt, daß der Dichter „eine Nachbarschaft zum Verbrechen“ hat. Die Thaten scheinen ihm recht zu geben Eine Reihe neuerpantischer Erscheinungen sind dem genialen und kriminellen Menschen gemeinam: die Ueberempfindlichkeit, Angustzustände, Jähzorn, mangelndes Selbstvertrauen mit Größen-

überausgehenden, verworrenen Ueberbeobachtung, unethische Tüchtigkeit, Abgrenzung des Kriminellen von Nichtkriminellen ist bekanntlich, oft, aber nicht, das Hauptmerkmal in den Genialen hinüber. Alle drei — Wissenschaften, Kriminelle, Geniale — leiden an exzessiver Betrachung und Zielsetzung, die aber beim Genialen in seinem „Wert“ auch eine objektive sachliche Erweiterung finden. Das in Kunst- und Kulturgeschichte nicht viele kriminelle Ausbrüche Genialer zu verzeichnen sind, liegt daran, daß bei ihnen die kriminellen Neigungen im psychisch verwandten genialen Schaffen mit aufgesehrt werden. Die wirklich durchgreifenden kriminellen Handlungsweisen können aber auch mit Schwächen ihrer genialen Schöpfungskraft zusammenfallen. Bechelte sagt, jedem genialen Menschen sei ein gewisser Hang zum Dämon natürlich, und ebenio hebt Dostoiewsky („Memorien aus einem Totenhaus“) die jolse Zurückgezogenheit der Verbrecher genaugam hervor. Hier wie dort als Entstehungsgrund das bemußte Anderssein („Nenne, das Ueberlegenheitsgefühl über die Menge, die Verachtung der Menge, die Unsozialität. Beim genialen Schaffen verdrängt der Antisoziale die Menge, mit dem Verbrechen „rückt“ er sich an ihr. Beim Genialen und Verbrecher der Drang nach dem Geniesleben und Unbegrenztheit.

Der Kunstwert steigt aus den Urteilen des Unbewußten, wo die menschlichen Umtriebe, der maßlose Selbstbehauptungsdrang, der heisse Verführungsdrang, die kalte Graumittel, zum Verbrechen immer bereit, gebändigt liegen, nützlich beruht. Der Sturm der Leidenschaft, der im Kunstwert dargestellt werden soll, die Gewalt der nach Ausbruch ringenden genialen Kraft des Schaffenden reißen an diesen bändigenden Fesseln und sprengen sie, so daß Schaffender und Verbrecher unheimlich nebeneinander herstreifen können. Das hierbei wirksame psychologische Gesetz lautet: Jede starke Hebung eines Elementes im Seelenleben hebt seine Umgegend mit. Es ist festzuhalten, wie die großen Schaffenden ihre eigenen psychologischen Gesetze abnen. Friedrich Schlegel schreibt in seinen Tagebüchern: „Das Schicksal der Verbrecher ist, bewahrt ihn davon, daß er nicht selbst zum Mörder zu werden brauche“. Vergleichlich man hierzu Hebbels eigene Dramen — Nibelungen, Judith, Gones und sein Ring u. a. —, in denen er durch Verbrechen, Mord und Sexualität schreitet, so hat man ein wunderbares Bekenntnis, daß wir jetzt — also nach sechs Jahren — auch wissenschaftlich begründen können. Hebbel kannte oder ahnte diese Untermächte in sich. Eben in künstlerischer Gestaltung — wie er das Schicksal nachsagt — reinigte und reifte, löste und lichte er die Gewaltan auch in seinem eigenen Innersten. So hat man das psychologische Gesetz: Das geniale Schaffen kann sublimiertes verneinertes Tun des Unbegreiflichen sein. Noch etwas anderes: Schaffen — vor allem geniales — und Tun des Unbegreiflichen können sich wesentlich verdrängen, können abwechselnd für einander eintreten, womit sich auch ohne weiteres die betannten Verirrungen im bürgerlichen Leben der genialen Natur erklären. So gelangt man — in einer gewissen Erweiterung — zu dem psychologischen Satz: Gedichte, Dramen, Symphonien und Melodien, Skulpturen, Gemälde, reproduktive, schaunderliche, musikalische Leistungen, technische, kommerzielle und soziale Großtaten herliche Taten können im Seelenleben des Schaffenden an Stelle inderdrücker, verdrängter Verbrechen stehen.

Genialität sind bei einigen Persönlichkeiten die realen Verneinungen von Kunst und Verbrechen. Der französische Dichter Francois Villon, 1431 geboren, ein Konkursler der modernen Kritik, dessen Verle an Bandenlaten erinnern, und dessen Werke 1642 bereits 27 Auflagen erlebt hatten, war in seinem Privatleben der Beschützer einer Dirne und Mitspieler einer bemanneten Diebesbande in Paris und Umgebung. Er kam wiederholt ins Gefängnis und wurde 1457 wegen eines Mordes mit mehreren Genossen zum Galgen verurteilt, aber begnadigt, nachdem er im Gefängnis ein übermütiges Gedicht, „Les pendus“ (Die Gehängten) verfaßt hatte. Vier Jahre später sah er wieder im Gefängnis, bis ihm bei der Thronbesteigung Ludwigs XI. Amnestie erteilt wurde. Villon war ein Gewohnheitsverbrecher im Sinne der neueren Kriminallistik.

Isian, von Aufträgen überhäuft, im Besitze eines gewaltigen Vermögens — er gab seiner Tochter eine wahrhaft königliche Ausstattung, 1400 Dukaten, teils in bar, teils in Juwelen, er besog Pensionen von Königen und Königen, besaß ein Privileg des Holschlagens in den Südtiroler Wäldern, besaß mehrere Landhäuser in Cadore, bei Serravalle, in Conegliano, aber mit seiner Einkommenssteuer von 1588 führt er den Staat Venedig hiniers Licht; er verdiente jährlich kaum 110 Dukaten aus verschiedenen Quellen; 62 Dukaten bezahlte er in Venedig Miete, da sei es schwer, sich und seine Familie durchzubringen, er war habgierig, betrog und schrieb betrügerische Bittbriefe. (Mit besonderer Erlaubnis des Verleges Dr. Paul Langenheide, Berlin, dem ausgezeichneten Standards Werke „Kriminalpsychologie“ von Dr. Erich Wulffen entnommen. Copyright by Dr. P. Langenheide, Berlin, 1925.)

## Welt und Wissen

Die wahren Ursachen der chinesischen Revolution. Der Weltreisende Dr. Colin Ross, dessen Preisberichte und Bücher gerade heute wieder aktuell sind, acht den wahren Ursachen der Chinesen in seinem glänzend geschriebenen Werk „Das Meer der Entschuldigungen. Beiderseits des Basiss“ (Broadans, Leipzig) nach. Als er vor einiger Zeit in Quinsang weilt, suchte er auch die sogenannte Bombustrasse auf, in der unabhäliche „Aufs“ als Arbeiter der Bombusindustrie ihr trübsinniges Dasein führen. Alle diese Männer sind halbnackt, ihre Haut ist von einem ihmigigen weißlichen Gels. Den meisten stehen die Rippen heraus und freis-